

Die Unterscheidung Arbeit/Musik

Von Sebastian Fischer (Stuttgart)

31.5.2009

Einleitung

Es gibt mehrere Gründe, das Produzieren und Hören von Musik nicht als eine *Arbeit* im klassischen Sinne zu bezeichnen. Traditionell wird das musikalische Tun jeglicher Art im Zusammenhang mit den Konzepten Spiel, Kunst und Unterhaltung bezeichnet, die sich – wieder von ihrem Ursprung her – genau *gegen* Arbeit aufgestellt hatten. Auch heute tut man sich schwer, einem bekannten Musiker zu bescheinigen, er hätte „gute Arbeit geleistet“, einem klassischen Virtuosen und Künstler gegenüber erscheint die Vokabel „Arbeit“ in ihren möglichen Ausprägungen geradezu als Herabstufung. Die Verknüpfung von Arbeit und Spiel unterlag in ihrem historischen Verlauf unterschiedlichen Positionierungen, hier nur ein paar Beispiele:

- Die mittelalterlichen Spielleute wurden als zwar arbeitsfähige, aber arbeitsunwillige im christlich-gesellschaftlichen Kontext exkludiert, und gerade deswegen als „*Spielleute*“ bezeichnet.
- Die im 18./19. Jahrhundert aufkommende Bewegung der Arbeiterschaft („Arbeiterbewegung“) spielte in den sozialen Revolutionen bis ins 20. Jahrhundert eine zentrale Rolle. Wo immer sich Künstler und Musiker selbst positionierten in den Tagen politischer Unruhen, ob Sie mit den Arbeitern sympathisierten oder nicht, Sie selbst gehörten selbstverständlich nicht zur Arbeiterklasse, sondern als Künstler zu einem anderen Feld, etwas im Vergleich „außen stehendem“. Auch die Diskussion über den „Warencharakter“ von Kunst dokumentiert das Abseitsstehen von Kunst gegenüber „normaler“ Arbeit.
- Wenn in der Berufsforschung Umfragen nach beliebten Berufen durchgeführt werden, werden in der Regel klassische, beliebte Berufe zur Wahl gestellt. Genauso regelmäßig wird jedoch nicht danach gefragt, ob man etwa Musiker oder Künstler werden wolle¹.

¹ Man sehe die „Allensbacher Berufsprestige-Skala“ (http://www.ifd-allensbach.de/news/prd_0802.html)

- Andererseits gibt es in der Berufsstatistik der Arbeitsagentur und des statistischen Bundesamtes die Berufskennziffern 831 (Musiker, daneben andere Künstler) und 875 (Lehrer für musische Fächer; genauer 8752 Musik- und Gesangslehrer) innerhalb eines zählbaren Ausdrucks der gesamten Verhältnisse von Arbeitsmarkt und Arbeitslosigkeit. Erst in den vergangenen Jahren wurden Arbeitsmärkte von Künstlern, Kulturschaffenden oder Musikern zu einem „Modethema“². Und wer wollte heutzutage schon daran zweifeln, dass es möglich ist, Musik zu studieren, und dies dann als seinen Beruf auszuüben oder als seine Arbeit zu bezeichnen?

Wir wollen in diesem Text den grundsätzlichen Reibungen und Gemeinsamkeiten nachgehen, welcher der Unterschied zwischen Arbeit und Musik im Laufe der jeweiligen Entwicklungen der einzelnen Begriffe unterlag, und dadurch ein Gespür für die heutigen Verhältnisse erlangen. Hierzu beginnen wir mit grundsätzlichen Unterscheidungen, die sich durch die Themenstellung ergeben, denjenigen zwischen dem Hören und Spielen von Musik, Professionalität/Amateurstatus, Beruf/Nichtberuf, Arbeit/Spiel, Kunst/Nichtkunst und U-Musik/E-Musik. Danach gehen wir vom vermeintlich besser erforschten Arbeitsbegriff aus, um die Historie der Unterscheidung von Arbeit und Musik aufzuarbeiten.

Das Wirken des Arbeitsbegriffes kann als „zentral“ innerhalb der Gesellschaft bezeichnet werden. Er durchquert mühelos individuelle, Organisations- und allgemeine Ebenen, besetzt weite Felder der gesellschaftlich-sozialen Werteskala und heftet sich an alle gesellschaftlichen Teilsysteme, seine Entwicklung wird häufig mit der gesellschaftlichen Entwicklung gleichgesetzt.

Innerhalb der Systemtheorie spielen beide Begriffe bisher eine untergeordnete Rolle, trotzdem es wichtige Ansätze gibt. Arbeit wird etwa nicht als ein soziales System, eher als ein Medium³ oder ein rechnender Begriff aufgegriffen.

Wir greifen den Vorschlag Baeckers auf, und betrachten Arbeit als einen semantischen Rechner, wie auch seinen historischen Gegenbegriff Spiel. Es ist der Versuch, der Überdetermination und undefinierbarkeit eines zentralen Begriffes nicht mit Resignation, Selektion einer bestimmten Definition oder dem Hinweis auf die Unvollkommenheit der Sprache zu reagieren, sondern den Begriff als ein Produkt rekursiven Rechnens und fortwährender Reaktion auf die eigenen, aktuellen Zustände zu betrachten. Der Begriff bringt im Laufe seiner Entwicklung immer mehr und immer unterschiedlichere Bedeutungen hervor. Mit seinen metaphorischen Übertragungsqualitäten⁴, die auf einen Grundstock nur noch indirekt verweisen und sich alsbald selbstständig machen, wird er

(31.5.2009)

2 Man sehe die Veröffentlichungen von Michael Söndermann, oder Haak/Schmid (1999).

3 Siehe zu Arbeit Fuchs (2003); und Baecker (2002); zu Musik vor allem Fuchs (1987) (1992).

4 Die Frage ist allgemein, ob Begriffe jemals etwas anderes waren als Metaphern.

endgültig nicht mehr begrenzt, jedenfalls nicht auf eine simple Art und Weise. Wir suchen also einerseits nach einem abstrakteren einheitlichen Referenzpunkt, der alle vorhandenen und möglichen Definitionen umschließt. Andererseits wollen wir die Augen öffnen für weitere, aktuellere Entwicklungen, die Musik als Arbeit umfassen. Was bedeutet diese allseitige Durchdringung durch den Arbeitsbegriff?

Die Heuristik des semantischen Rechners wird ergänzt durch die Annahme von „Begriffsfeldern“. Begriffe ziehen bei ihrer Nennung andere Begriffe mit hoch⁵, die sich in einem Verhältnis – vergleichbar einem gravitationsähnlichen Anziehungsfeld - befinden: Sie erklären sich gegenseitig, schärfen und reiben sich aneinander und stehen in unterschiedlich weit entfernten Beziehungskontexten. Auf diese Art und Weise lassen sich Vergleiche und Zuordnungen der Begriffe, und damit indirekt auch der Sache, schaffen. Es ergeben sich aber mitunter auch überraschende, tiefenschärfere Bezüge relevanter Begriffe zueinander.

Musik wird bei Luhmann vor allem im Zusammenhang der Beschreibung von Kunst als einem sozialen System erwähnt. Neben den erwähnten Aufsätzen von Fuchs deuten sich in den vergangenen Jahren ein tieferes, systemtheoretisches Interesse an Musik an, was nicht selten die Möglichkeit einer Beschreibung von Musik selbst als einem sozialen System nahelegt⁶.

Grundsätzlich bejahen wir die Möglichkeit einer Beschreibung von Musik als einem ausdifferenzierten, sozialem System. Doch liegen derzeit zu einer derartigen Heuristik, die quer steht zu bisherigen systemtheoretischen Beschreibungen von Kunst als einem sozialen System, keine verwertbaren Ergebnisse vor. Es an dieser Stelle nachzuholen würde bedeuten, unter den gegebenen Umständen ins Uferlose zu geraten. Dennoch gehen wir an verschiedenen Stellen von der Existenz eines Musiksystems grundlegend aus, also beispielsweise von der Ausdifferenzierung von Musikberufen im Zuge einer allgemeinen Ausdifferenzierung, ohne die Systembildung als solche detailliert zu beschreiben.

⁵ „Begriffe werden durch Begriffe beschrieben. Dabei wird mit jedem erklärenden Begriff neue, unfassbare Komplexität repräsentiert. Der Vorgang der Begriffsbeschreibung kann also als Spiel (...) beschrieben werden, bei dem nicht nur die Erklärung des beschriebenen Begriffs interessiert, sondern bei dem auch die beschreibenden Begriffe beobachtet werden können.“ (Fischer 2009)

⁶ vgl.: Fuchs (1987)

Unterscheidungen

Unterscheidungen stehen in der Systemtheorie im Zusammenhang mit dem Begriff der Beobachtung an einer erkenntnistheoretisch grundlegenden Stelle⁷.

Begriffe als Unterscheidungen sind Zwei-Seiten-Formen, welche das Benannte vom „Rest der Welt“ trennen und bezeichnen. Dabei sind Unterscheidungen Leistungen eines Beobachters. *Alle* Unterscheidungen, die innerhalb von Welt getroffen werden, sind als solche dekomponierbar und auf den Beobachter zurückführbar, und sei es der Begriff „Realität“ im Unterschied zu einer nichtrealen Welt⁸.

Eine Art Unterscheidung höherer Ordnung stellen Unterscheidungen zweier gesetzter Begriffe dar, wie etwa innerhalb der Systemtheorie System und Umwelt, Medium und Form, oder historisch Kapital und Arbeit. Durch das selektive Aufeinanderbeziehen zweier für sich schon komplexer Zweiseitenformen wird enorme Komplexität appräsentiert. Dabei geht es hier auch um die Frage „brauchbarer“ Unterscheidungen⁹: Begriffe als Unterscheidungen scheinen sich im Sinne weiterer Wissensbildung zu verbrauchen, so dass hier ungeniert von „Moden“ - also anschwellender und abflauender Zeitphasen der Nutzung einer Unterscheidung - gesprochen werden kann.

Die grundlegende Unterscheidung dieses Textes ist diejenige zwischen Arbeit und Musik. So zu verfahren ist die Wahl eines Beobachters, des Verfassers, der auf ein ausgesuchtes Thema Bezug nimmt.

Von vorne herein ist klar, dass es sich keineswegs um eine sonderlich trennscharfe Differenz handelt und es nicht überrascht, wenn man immer wieder auf Widersprüchlichkeiten und Paradoxien im Hinblick auf traditionelle Begriffsbildungen und -beziehungen stößt. Gerade deren Erklärung besitze aber einen „unendlichen Informationswert“ (Krippendorff 1984).

Die folgenden Unterscheidungen wiederum beziehen sich auf die Unterscheidung Arbeit/Musik und deren Entwicklung. Sie legen dar, welche Differenzen innerhalb des Arbeit/Musik-Zusammenhanges zur Erklärung und zur Invisibilisierung von Paradoxien¹⁰ verwendet werden.

7 „0. Beobachtung nehmen wir als Letzt- oder Leitbegriff, der immer vorausgesetzt ist.“ (Fuchs 2004: 11)

8 Vgl.: Luhmann (1992: 92 ff.)

9 Luhmann verwendet den Ausdruck der „theoriepraktischen“ Entscheidungen.

10 Zur Bildung von Paradoxien und deren Invisibilisierung siehe Luhmann (1992: 92 ff.)

Hören/Spielen (Musizieren)

Eine grundlegende, in der Literatur häufig vernachlässigte Unterscheidung in unserem thematischen Kontext ist diejenige zwischen einer hörenden und einer spielenden Tätigkeit bezüglich Musik. Der reine Musikbegriff berücksichtigt diese Differenz nicht, auch nicht die Verbindung mit Spiel. Dabei ist zu beachten, dass auch das reine Hören als eine Tätigkeit kommuniziert wird. Insofern wird der „Versuch zu sagen, was sich abspielt, wenn sie [die Musik] sich abspielt“¹¹ noch einmal komplexer, als er ohnehin erscheint.

Wir stellen diese Unterscheidung an den Beginn unserer Reihe, um hier grundlegende Verflechtungen zu klären. Es ist klar, dass zwischen diesen beiden Formen ein deutlicher Unterschied bestehen muss. Dabei stoßen wir auf ein Begriffsfeld, das sich auf Wahrnehmung und Kognition bezieht, z.B. Musik beobachten, Musik erleben, Musik verstehen, Musik als Kommunikation.

Derartig basale Fragestellungen in Bezug auf Musik sind weit davon entfernt, geklärt zu sein. An anderer Stelle verweisen wir auf die Möglichkeit, Musik als ein „Heider-Medium“ zu betrachten, was im Anschluss neue Zugangsmöglichkeiten eröffnen kann.

Hier erfolgen nur ein paar grundsätzliche Bemerkungen. Die Tätigkeit des Musizierenden muß gegenüber derjenigen des Hörenden deutlich spezifiziert werden. Zunächst ist der Spielende auch ein Hörer bzw. Beobachter der Musik, nur ist wahrscheinlich, dass er im Vergleich zum Teil andere und zahlreichere Unterscheidungen verwendet¹².

Der Begriff Spiel verwischt dabei die Ausgangsparadoxie der asymmetrischen Rezeption des Musikvortrags. Musik „wird gespielt“, und auf dieser Ebene sind gemeinschaftliche Erlebnisse zwischen Musizierenden und Erlebenden, die innerhalb sozialer Systeme statt finden, denkbar. Die Schwierigkeiten der Beobachtung von Musik¹³ und deren Konsequenzen für einen Begriff musikalischer Beobachtung werden ebenso an anderer Stelle ausgeführt. Musikalisches Verstehen meint ein Eintauchen in den jeweiligen Regelkanon eines Musikstückes. Die Metaphorisierung von „Verstehen“ als einer kommunikativen Ebene¹⁴ befindet sich in der Nähe der „geschickten“ Metapher von Musik als Sprache.

11 Fuchs (1987: 214)

12 Wir verweisen auf verschiedene Denkrichtungen der Musikpsychologie (Musikperzeption); allgemein gesprochen scheint es sich darum zu handeln, dass der Spielende verschiedene Zeitebenen (kontrollierendes Hören des soeben verklungenen, Vorwegnahme des Folgenden, ...) in „Einklang“ zu bringen hat.

13 Peter Fuchs (1987:) „probiert“ die These der Unbeobachtbarkeit von Musik aus.

14 Man vergleiche den systemtheoretischen Kommunikationsbegriff, der auf drei Stufen – Information, Mitteilung, Verstehen –, die jeweils als Paradoxien verdeckt werden müssen, aufbaut. (Luhmann 1984)

Der Bezug zu unserem Thema liegt in verschiedenen Punkten. Es ist klar, dass arbeitende Musiker auch spielende Musiker sein müssen, im musikalischen Umfeld arbeitende werden nicht als Musiker bezeichnet.

Insgesamt hat der Profimusiker mehr Unterscheidungsmöglichkeiten eintrainiert, die er während des Vortrags zur Beobachtung verwenden kann. Diese können in sprachlichen Floskeln abgefasst sein oder nicht, letztlich geht es um bestimmte Ordnungsmöglichkeiten des Mediums Musik in vorab gegebenen zeitlichen Abläufen. Die Erwartungen in Bezug auf den weiter vorgegebenen Verlauf sind zum einen differenzierter, weil mehrschichtiger, andererseits aber auch weniger starr und deswegen anschlussfähiger bei unvorhergesehenen Verläufen.

Arbeit/Spiel

Der Spielbegriff wird in den meisten Kulturen¹⁵ seit der Antike nachweisbar auch auf Musik bezogen. Allgemein wird dies nicht sehr konsequent betrieben – es ist fraglich, ob die Zuordnung von Musik als einem Spiel mehr als eine Metapher ist - hat sich aber in der sprachlichen Tradition des „Spielens bzw. Gespieltwerdens“ von Musik erhalten.

Die Herkunft dieser Semantik scheint einerseits grundlegenden Einteilungsnotwendigkeiten zu folgen, die die Beschreibungsprobleme gegenüber Musik in einer vergleichsweise weniger widersprüchlichen Bezeichnung von Musik als Spiel auflöst, ohne die grundlegenden Paradoxien annähernd auflösen zu können¹⁶. Andererseits enthält diese Zurechnung auch sozial deprivative Elemente, die in einer von Kirche und Christentum ausgehenden Aufwertung von „ehrlicher“ Arbeit Musik als einer „Spielerei“ einen negativen Platz zuweisen.

Spiel erscheint in der deutschen Sprache als negativ besetzter Gegenbegriff zu Arbeit. Als „Spilleute“ wird mit Beginn der deutschen Begriffsbildung von Spiel eine exkludierte Gruppe von Personen bezeichnet, die sich dem allgemeinen, christlichen Arbeitskodex nicht unterwirft. Es bildet sich eine Struktur dauerhafter Ausgrenzung, deren Wirken sehr lange Zeit anhält¹⁷. Die ursprünglich sehr heterogene Vielfalt unterschiedlicher Spilleute verengt sich im Laufe dieser Zeit immer stärker auf den Musiker als Spielmann¹⁸.

15 Vgl.: Huizinga (1987: 37 ff.)

16 Vgl. Aristoteles (1981: 284 - 300)

17 Vgl.: Schreier-Hornung (1981: 68 ff.)

18 Vgl.: Salmen

Aus dieser ursprünglichen Abhängigkeit gegenüber dem Arbeitsbegriff verselbstständigt sich der Spielbegriff allmählich. Er nimmt deutlich – wie vielleicht bei Musik schon länger – übertragende, metaphorisierende Tendenzen an, die es heutzutage erlauben, Hirnprozesse, Managementtechniken, politische Konstellationen oder z.B. Arbeitsprozesse (!) zu beobachten. Dabei hat diese als Metapher kaum noch kommunizierte Funktion die „eigentliche“, diejenige der Bezeichnung eines Spiels als Spiel, längst abgelöst.

Auch die Entwicklung des Arbeitsbegriffes ist als funktionale „Ausweitung“ zu verstehen. Ausgehend von einer bleibenden Äquivokation entwickelt Arbeit „allseitige“ Fähigkeiten. Beide Begriffe können heute als Beobachtungsbegriffe zweiter Ordnung verstanden werden, die mit einer universalen Wirkung ausgestattet sind. Sie haben von ihrer ursprünglichen Gegensätzlichkeit verloren.

Die Bezeichnung von professionellem Musizieren als Arbeiten -zeitgleich zum bestehenden Spielbegriff - scheint darum – spätestens seit dem 19. Jahrhundert¹⁹ – nicht mehr ungewöhnlich zu sein.

Beruf/Nichtberuf

Die Unterscheidung Beruf/Nichtberuf in Bezug auf die gegebene Unterscheidung Arbeit/Musik lehnt sich an Amateur/Profi an: Nur Professionelle können die Bezeichnung Musiker als ihren Beruf ausgeben.

Von Beruf(ung) spricht man nicht vor Luthers Bibelübersetzung 1522, in der das griechische Wort für Arbeit (τό εργον) erstmalig mit „Berufung zur Arbeit“ übertragen wird²⁰. Die eindeutig religiöse Komponente vermindert sich mit zunehmender funktionaler Differenzierung, die Berufsform wird allmählich zu einem Identifikationsmodell, einem Indikator für die Person heute²¹.

Betrachtet man die Daten des entstehenden Berufsbegriffs, so steht man vor dem Problem, ab wann wir von Berufen sprechen wollen und können. Hier stehen sich zwei grundsätzliche Modelle gegenüber. Die eine Möglichkeit besteht darin, mit dem Entstehen einer geldmäßigen Entlohnung

19 Siehe unten (Exkurs Statistik)

20 Vgl.: Molle (1968¹: 138)

21 Vgl.: „In der Wahrnehmung der anderen – der Fremdidifizierung des einzelnen – werden Beruf und Person tendenziell identifiziert, wird im Beruf ein Indikator dafür gesehen, wer und was die Person *ist*.“ (Kurtz 2005:10)
Ergänzend könnte man auf die kulturelle Gepflogenheit hinweisen, auf die Frage, was jemand sei, mit Nennung des Berufs oder des Ausbildungsstandes zu antworten.

für eine Tätigkeit von einem Beruf zu sprechen²². Eine andere Auffassung besteht darin, Beruf als sehr spät greifende Form zu betrachten²³. Im Verhältnis dazu handelt es sich bei früheren Erscheinungen um Vorformen von Beruf.

Wir gehen in einer Art Kompromiß davon aus, dass die Berufsform im Zuge der funktionalen Differenzierung - verbunden mit zunehmender Inklusion und Individualisierung - aufkam und sich durchsetzte. Vorteile liegen in der deutlichen Möglichkeit zu affirmativen, geschlossenen Selbstbeschreibungen und in der Notwendigkeit, jedem via Karriere die Aneignung der für die Gesellschaft nützlichen Kompetenzen zu ermöglichen, und dies nicht etwa wenigen privilegierten wie dem Adel zu überlassen.

Ein alternativer Begriff, der vor allem in den anglikanischen Sprachen stärker betont wird, ist derjenige der Profession (profession)²⁴. Ein grundsätzlicher Unterschied ist jedoch kaum zu erkennen, vielmehr scheint es sich um ein gegenseitiges Überbieten der Begriffe zu handeln²⁵.

Immerhin hilft es, eine strengere Perspektive gegenüber der Fragestellung, was denn ein Beruf (eine Profession) sei, und was nicht, dies also nicht ausschließlich den Selbstbeschreibungen der Berufsorganisationen zu überlassen. Insofern wäre die Deutung der Profession als eines Leitberufes sinnvoll.

Die Grenzen der Unterscheidung Beruf/Nichtberuf bestehen vor allem in der Annahme von (lebenslänglicher) Dauerhaftigkeit und der Form der Bezahlung zugunsten der Berufsform. Als weitere Merkmale werden das Entstehen lokaler und nationaler Berufsorganisationen, staatliche Anerkennung, die Bildung von Studiengängen sowie ein berufsethischer Kodex genannt²⁶.

Was bedeutet es nun für die soziale Realität, wenn diese strengere Form von Beruf sich gesellschaftlich nur in bestimmten Bereichen durchsetzen konnte²⁷, bei den Musikern nur in

22 So verfahren viele Autoren, etwa Salmen (1997:15): „Bevor aus dem Musizieren ein Beruf wurde, gab es allerorten die auf diesem Gebiet besonders begabten und bewährten Stammesgenossen, die etwa bei Festen als Vorsänger, Vortänzer oder Instrumentalisten ohne sonderliche Entlohnung fungierten.“ Oder Dostal (2006:5): „Es ist zu unterstellen, dass es Berufe immer gegeben hat. Wegen des dynamischen Charakters von Erwerbsarbeit und beruflicher Kompetenz dürfte auch eine ständige Berufsgenese, also das Entstehen neuer Berufe stattgefunden haben.“

Andererseits werden auf diese Weise die spezifischen Unterschiede zwischen Zunft, Stand und eben Beruf untergraben.

23 Vgl.: Molle (1968²: 35-36): „Wann das Wort Beruf erstmals aufgetaucht ist und verwendet wurde, ist noch nicht völlig geklärt. Sicher erscheint, daß es sich als Abkürzungs- oder Anlehnungsform von „Berufung“ im Sinne von zu etwas berufen sein herleitet. In häufigeren und dann allgemeinen Sprachgebrauch ist das Wort Beruf sehr wahrscheinlich erst gekommen, als es die Volks- und Berufszählungen des Statistischen Reichsamts anstelle von „Stand“ oder „Gewerbe“ verwendeten [Anm. des Verfassers: also ab 1882].“

24 Vgl.: Dostal (2006: 8ff.)

25 Wir gehen mit Dostal und Fuchs davon aus, dass die Bildung von Organisationen den wichtigeren Anteil am Erfolg oder Mißerfolg von Berufen hat. Die Professionalisierungsthesen gehen zu stark rückwirkend davon aus, dass sich auch andere Professionen als die bekannten Beispiele der Ärzte, Juristen oder Apotheker mit Hilfe einer Abhakliste (Entwicklung) entwickeln könnten. Gegenbeispiele sind gerade moderne Berufe wie derjenige des Computerspezialisten (Dostal 2006: 263 ff.).

26 Beispiel in Dostal (2006: 11)

27 Das so genannte „Normalarbeitsverhältnis“ bezeichnet ein Arbeitsverhältnis, das unbefristet und unselbstständig ist,

wenigen, bestimmten Berufen aufkommen konnte und sich dort mittlerweile einem allgemeiner, negativer Trend auszubreiten scheint?

Die andere Seite der Unterscheidung, die nichtberufliche Ausübung von Musik, wirkt als wenig beachtete – vielleicht unkommunizierbare – dunkle Seite. Wie bei der Unterscheidung Amateur/Professioneller beschrieben geht es hier um die zahlenmäßige Basis des Musiksystems, die nicht voll ausgebildeten Musikhörer und -schüler, die sich für „vernünftiger“ Berufe entscheiden, die eigene Ausbildung musikalischer Kenntnisse bewusst irgendwann abbrechen oder nicht weiter treiben, und hierfür die Paradoxie des Musikberufes mit prägen.

Es geht hier um die Grenzen des Berufsbegriffs, die die kommunikative Basis von Beruf untermauern. Wie fragil die scheinbare Festigkeit des Berufswesens ist, wird bei den Berufsbezeichnungen erneut deutlich. Gerade bei den Musikberufen entstanden viele Bezeichnungen, die gegenüber dem mittelalterlichen Spielmannsbegriff sich durch deutliche Affirmation auszeichneten. Von diesen wiederum überstanden nur wenige die nächsten Jahrhunderte²⁸. In der heutigen Situation findet eine Fokussierung auf den Sammelbegriff des Musikers statt. In den Berufsstatistiken der Arbeitsagentur und des Mikrozensus wird unterschieden zwischen Musikern und Musiklehrern („Lehrer für musische Fächer“). So undifferenziert diese Einteilung auf den ersten Blick wirkt, so schwierig wird es bei näherem Hinsehen. Die deutliche Zunahme an „selbstständiger“ Tätigkeit, das Abwandern sozialsicherungsspflichtiger Jobs verdeutlicht den hohen Anteil an patchwork, den viele Musiker als beruflichen Alltag vollziehen. Es bedürfte neuer Lösungen, wenn hierfür ein anderer Ausdruck als „Musiker“ (oder „Diplommusiker“) verwendet werden sollte.

Eine moderne Unterscheidung innerhalb des Berufesystems ist diejenige zwischen selbstständig und angestellt. Gemäß Professionalisierungstheorie liegt die Orientierung aller Berufe an den Leitberufen, die sich in Beamtenschaft und öffentlichem Dienst zeigen. Es gäbe also ein primäres

einen geregelten Lohn aufweist und bei dem der Arbeitnehmer der Weisungsgewalt des Arbeitgebers unterliegt sowie in die betriebliche Strukturen des jeweiligen Unternehmens eingegliedert ist.“
<http://de.wikipedia.org/wiki/Normalarbeitsverhältnis> [31.5.2009]

„Wie das Statistische Bundesamt (Destatis) [...] im Rahmen eines Pressegesprächs in Frankfurt am Main mitteilte, hat die Zunahme neuer Beschäftigungsformen die Beschäftigungsentwicklung der vergangenen zehn Jahre in Deutschland maßgeblich geprägt. Zu diesen neuen oder häufig auch als atypisch bezeichneten Beschäftigungsformen gehören befristete oder geringfügige Beschäftigung, Teilzeitarbeit sowie Zeitarbeit. Während die Zahl der Erwerbstätigen in sogenannten Normalarbeitsverhältnissen von 1997 bis 2007 um 1,5 Millionen gesunken ist, stieg die Anzahl der Personen in neuen oder atypischen Beschäftigungsformen in diesem Zeitraum um 2,6 Millionen an. Insgesamt ergibt sich für alle abhängig Beschäftigten eine Zunahme um 1,1 Millionen.“
 [http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pm/2008/09/PD08_340_132.psm1]
 (31.5.2009)

28 „Spielmann, Musikant, Stadtpfeifer, Organist, Kantor, Hofmusiker, Konzertmeister, Kapellmeister, Direktor der Musik – das ist aufsteigend in der öffentlichen Wertschätzung die Reihe derjenigen Musiker, die für die Musikpflege seit dem Mittelalter bis etwa 1800 in Betracht kommt.“ (Werner 1933: 266)

Streben nach Sicherheit des Einzelnen, das sich mit professioneller Qualität nahezu zwangsläufig zu einer Entwicklung in Richtung Beamtentum verbinden müsste.

Die Unterscheidung Angestellt/Selbstständig wirkt als ein semantischer Dual – im Sozialrecht gilt jeder Erwerbstätige *entweder* als Angestellter *oder* als Selbstständiger, tertium non datur. Als eine historische Unterscheidung läßt sie sich einfach begründen, aber bei den Musikberufen (und vermutlich nicht nur hier, zumindest bei allen Kunstberufen) wirkt sie seltsam deplatziert²⁹ und starr.

Weder können die Musiker als „normale“ Angestellte mit deren Regelmäßigkeiten gut verglichen werden, noch haben Sie mit dem Bild des selbstständigen Unternehmers sonderlich viel gemeinsam. Das Hineingleiten in eine der beiden Kategorien wirkt eher zufällig.

Kunst/Nichtkunst

Die Bildung eines sozialen Systems Kunst wird von Luhmann mehrfach beschrieben, vor allem 1995 in „Die Kunst der Gesellschaft“. Damit gerät Kunst in einen vergleichbaren Rahmen zu anderen Funktionssystemen wie Recht, Erziehung, Wirtschaft, Wissenschaft oder Religion, in der Annahme, dass vergleichbare Strukturen wie eine gesellschaftliche Funktion, eine Codierung, ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium, eine Kontingenzformel u.a. zumindest neue Perspektiven ermöglichen.

„Luhmann macht deutlich, warum es sich empfiehlt, die Gesellschaftstheorie umzuschreiben und die Einheit der Gesellschaft nicht in ethisch-politischen Forderungen zu suchen, sondern darin, daß bei extremer Verschiedenheit von Funktionen und Operationsweisen in Systemen - zum Beispiel Religion oder Geldwirtschaft, Wissenschaft oder Kunst, Intimbeziehungen oder Politik - *trotzdem vergleichbare Sachverhalte entstehen*. Das Theorieangebot ist danach im Kern: Klarheit der Außenabgrenzung und Vergleichbarkeit des Verschiedenen.³⁰“

Wir wollen hier vor allem den Kommunikationszusammenhang Kunst, der zur Ausdifferenzierung eines Kunstsystems und zur Bildung von „Kunstberufen“ führte, nachzeichnen.

29 Ein Beispiel für eine besonders skurrile Entwicklung sind die Musikschullehrer. Die beständige Forderung nach Anerkennung und Aufwertung führte zu einem Tarifvertrag 1985, die Empfehlung der Landesministerien Nach einem bedeutenden Anstieg der Zahlen von Schülern, Lehrern und Musikschulen führte die Krise der öffentlichen Haushalte in den 1990er Jahren zu einem erneuten Umdenken: Die zufällige Existenz der Künstlersozialkasse führte nun dazu, dass es möglich wurde, Musikschullehrer aus ihren Angestelltenverträgen in Honorarverträge zu überführen, wobei sich ihre Tätigkeit grundsätzlich nicht, im rechtlichen Sinne aber schon änderte.

In der aktuellen Situation hält sich die Zahl beider Seiten etwa die Waage, was von der ursprünglichen Absicht her sicher nicht sinnvoll erscheint. Die Abhängigkeit von der weiteren Existenz der KSK ist enorm gestiegen.

30 Vgl.: Luhmann (1995: Klappentext)

Die Theorie funktionaler Ausdifferenzierung innerhalb der Systemtheorie geht davon aus, dass ab einem bestimmten Zeitpunkt die Form gesellschaftlicher Differenzierung als einer stratifizierten Form abgelöst wird von einer funktionalen, also einer Umstellung von hierarchischen Entscheidungsstrukturen und (Letzt-) Begründungsmustern auf heterarchische Strukturen, die sich auf verschiedene geschlossene, autopoietische Systeme wie Wirtschaft, Religion, Politik, Wissenschaft, Recht, und eben auch Kunst³¹ verteilen.

Während im Falle von z.B. Recht, Wissenschaft, Wirtschaft, Politik u.a. relativ einfacher Konsens bzw. Toleranz gegenüber der Annahme funktionaler, ausdifferenzierter Teilsysteme bestehen mag, mag dies im Falle Religion und Kunst im Verhältnis zur allgemeinen Kommunikation hierüber schwieriger erscheinen. Auch in der Entwicklung der Systemtheorie erscheint gerade die Darstellung von Kunst als gesellschaftlichem Teilsystem nicht unproblematisch zu sein, war es auch in seiner Entstehung nicht.

Wir interessieren und für diese Schwierigkeiten vor allem deswegen, da die Darstellung von Musik als einem sozialen System, welche zumindest in der Annahme auch diesem Text zu Grunde liegt (s.o.), in Widerspruch hierzu zu stehen scheint.

Dass Musik zu den vier Künsten gezählt wurde, ist als eine soziale Aufwertung der Musik gegenüber den vorherigen Zuständen, vor allem gegenüber der Pejorierung durch den Spielbegriff zu werten. Im Zusammenhang hiermit und mit der Grundannahme der Bildung eines Teilsystems Musik gehen wir davon aus, dass gerade der Kunstbegriff und seine Übertragung auf die Musik Auslöser für Berufsbildungsprozesse war. Es geht dabei nicht um das Erstellen einer eindeutigen zeitlichen Reihenfolge, zumal derartige Konfundierungsverhältnisse in gegenseitiger Durchdringung als hochkomplex bezeichnet werden müssen.

In einer sozialevolutionären Perspektive mag dies deutlicher werden. Dadurch, dass „die Gesellschaft“ bestimmten Phänomenen eine (relevante) Funktion beimisst, entwickeln sich autopoietische Strukturen, die in jeweiligen historischen Situationen als „sinnvoll“, „vernünftig“, jedenfalls als positiv und praktikabel kommuniziert werden. Entwicklungen dieser Art erscheinen nicht selten irreversibel, was zweierlei Haltungen begünstigt. Zum einen scheint es kaum möglich, diese Evolutionen im Nachhinein als „Fehler“ zu markieren, wieder abzuschaffen, und durch etwas anderes, eventuell neues zu ersetzen. Eine solche Haltung würde im Grunde jederzeit jede geschaffene Struktur gefährden. Deswegen bilden sich schützende Normen, die sich in Semantiken niederschlagen, etwa im Kunst- oder im Kulturbegriff, und auch den durchaus möglichen Zweifel relativieren.

31 Stichweh (2005: 163 ff.) zählt insgesamt 12 Funktionssysteme. „Die Gesellschaftsgeschichte der letzten 700 – 800 Jahre besteht dann aus der Pluralität der Ausdifferenzierungsgeschichten der verschiedenen Funktionssysteme.“

Auf der anderen Seite finden neuartige „Wissensbildungen“ unter eben jenem evolutionären Standpunkt unter verschärften Sicherheitsmaßnahmen statt. Neues Wissen darf keineswegs allzu schnell und ungeprüft das alte Wissen widerlegen und die geschaffenen Strukturen gefährden.

Hierfür werden extra „Wissensabsicherungen“ bzw. schärfer formuliert

„Wissensverhinderungsprozesse“ eingeführt, die neue Wissensbildung als ein Prozess von hoher Allgemeinheit gestaltet.

Jedoch die Diskussionen um bestimmte Musikformen als Kunst bzw. Nichtkunst vollziehen sich kommunikativ zweiwertig. Sehr allgemein gefolgert gibt es Musik, die als Kunst bezeichnet wird, solche die nicht als Kunst bezeichnet wird, und solche, der infrage gestellt wird, ob sie als Kunst bezeichnet werden könnte und sollte. Musik als eine Einheit durchschneidet also den Kunstbegriff. Die Alternative, Kunst sehr weit als „alles künstliche“ zu definieren und jegliche Musik darunter zu fassen, befriedigt nicht. Der soziale, distinktionsbestimmende Charakter von Kunst würde dabei unterlaufen werden, der Sog einer „Alles-ist-Kunst“- Manier allzu selektiv die weitere Begriffsarbeit beeinträchtigen.

U-Musik/E-Musik

Hinter der Unterscheidung zwischen „U-Musik“ (Unterhaltungsmusik) und „E-Musik“ (ernster Musik) steht eine deutsche, historische Unterscheidung, die im Jahr 1908 unter Federführung von Richard Strauß offiziell eingeführt wurde³². Der normative Hintergrund, der selbst in den Bezeichnungen deutliche Spuren hinterlässt, entspricht einerseits dem damaligen Zeitgeist, deutlicher Distinktion klassischer Musiker gegenüber anderen Musikarten, aber auch sozialen Bemühungen der Besserstellung der Musiker insgesamt im Zusammenhang mit einem wenig ausgebildeten Urheberrecht.

Eine grundsätzliche Unterscheidung, die sich dahinter verbirgt ist diejenige zwischen „guter“ und „schlechter“, oder noch drastischer zwischen „richtiger“ und „falscher“ Musik. Die gesamte Musikgeschichte ist durchzogen von nicht selten wortreichen Erklärungen, warum eine bestimmte Musikrichtung, oder eine bestimmte Art des Musizierens anderen Arten unbedingt vorzuziehen sei, Beispiele hierfür finden sich ebenso bei Platon wie in der Kirchengeschichte, bei Bevormundungen von Komponisten wie auch deren Äußerungen selbst, im 20. und 21. Jahrhundert, wie zuvor.

An anderer Stelle führen wir dies auf die Beobachtungs- und Beschreibungsschwierigkeiten

³² Anlass war die Gründung der GEMA.

hinsichtlich Musik zurück, und sehen darin ein wesentliches Moment der Entwicklungshemmung wie der plötzlichen Entwicklungsbeschleunigung.

Hier wollen wir auf eine andere Perspektive hinweisen, nämlich der Notwendigkeit der Nutzung evolutionärer Chancen, nicht selten in amoralischem oder sogar unmoralischem Zusammenhang. Je stärker die Unbeobachtbarkeit von Musik deutlich wird, je eindeutiger der Charakter notwendiger Zurechnungen in Bezug auf den gesamten Musikbereich erscheint, umso dringlicher werden moralbeladene, deutliche Normierungen zu Gunsten bestimmter Musik und letztlich zu Gunsten des gesamten Mediums Musik.

Dies ist nicht mit der Behauptung der Wahrheit des Gegenteils zu verwechseln, es geht nach unserer Auffassung schlicht um soziale Notwendigkeiten. Nach religiösem Vorbild wird das Abstrakte, Ungreifbare affirmatisiert und mit Pathos und Notwendigkeit beladen.

Der Adel im 18. und 19. Jahrhundert hatte die Chance, die entstehende Musik als „seine eigene“ im Sinne von Distinktionsbemühungen gegenüber dem Bürgertum zu nutzen³³. Die Suggestion ging soweit, dass das Bürgertum – endlich in der besseren Position – nichts anderes als die Imitation des Adels betrieb, eben auch die Chance zur Musikausübung und „Kultur“ dankbar annahm.

Die steigende Bedeutung von Musik bis in die heutige Zeit hinein verweist – neben den technischen Revolutionen – auf eine (die?) wichtige Funktion der Musik in den Bereichen Individualisierung und Inklusion.

Zum Arbeitsbegriff

Der Begriff der Arbeit wird einerseits durch Äquivokation und semantische Mehrdeutigkeit, andererseits durch Normierung und Wertebehaftetheit bestimmt³⁴. Arbeit verspricht zugleich Muße und Mühsal, Identifikation und Repressalien.

Mit dem gesellschaftlich zentral übergeordneten Konzept Arbeit verbinden sich in der Geschichte unterschiedliche Wertesysteme und soziale Werteskalen.

Die etymologische Herkunft von Arbeit wird – ähnlich Spiel – auf das 8. Jahrhundert datiert.

Auf individueller Ebene wird die Dialektik von Freiheit und Notwendigkeit zum Ausdruck gebracht. Auf allgemeiner Ebene entsteht gerade im Arbeitskontext der Eindruck von Ungleichheit und Herrschaft, es entstehen normative Gegenkonzepte von Gleichheit und Gerechtigkeit mit Konsequenzen für die Allgemeinheit.

Dem Scheitern historischer Wertesysteme im Bezug auf Arbeit zum trotz verbleibt sie zentraler

³³ Vgl.: Elias

³⁴ Vgl. hier und im folgenden Hund (2002)

Punkt gesellschaftlicher Auseinandersetzung.

Systemtheoretisch kann Arbeit als Medium³⁵ verstanden werden, das von allen Systemen aus unterschiedlich beobachtet wird.

Der Begriff entwickelt Tendenzen der Übertragbarkeit und Metaphorisierung, die alsbald als solche kaum noch kommuniziert werden, und wird auf diese Weise universalisiert. In diesem Sinne zu einem unbestreitbaren, darüber stehenden Wert geworden, sind die Fragen nach dem Sinn von Arbeit und den wirklichen Unterschieden zu anderen Konzepten wie Spiel oder Kunst überflüssig geworden, weil Spiel auch zu Arbeit, Arbeit auch zu Spiel geworden ist u.s.w.

Unseres Erachtens pendelt der Begriff zwischen seiner Dualität (Freiheit-Notwendigkeit; Identifikation-Plackerei) und seiner überraschenden Einheitsbildung hin und her. Der „negative“ Bereich von Arbeit flackert jeweils kurz auf, die darüber liegenden Schichten setzen sich augenblicklich darüber. Das Begriffsfeld von Arbeit ist außergewöhnlich groß. Dazu zählen „große“ Begriffe wie Leben, Natur, Karriere, Identifikation, aber auch Gegenbegriffe wie Spiel, Mühsal und – im klassischen Kontext – Kunst.

Musik steht ursprünglich – wie oben beschrieben – für die andere Seite von Arbeit, als Spiel und als Kunst. Erst im 19. Jahrhundert beginnt mit dem Berufsbegriff, der den Musikern näher zu liegen scheint, und mit dem Arbeitsmarkt als Beobachtungsbegriff beginnt ein Wandel. Damit verbunden sind Entwicklungen des Arbeitsbegriffes zu einem Inklusionsmedium, sowie die Ausdifferenzierung des Musiksystems der Gesellschaft, was in Bezug auf Arbeitsprozesse keine geringe Anpassung bedeutet.

Arbeit in der Anthropologie

Die Anthropologie befasst sich mit dem Menschen im Zentrum ihrer Bemühungen. Sie setzt in ihren Analysen dezidiert in vorsprachlichen Zeiten ein.

In einem arbeitsanthropologischen Konzept werden Arbeit, Spiel und Kunst gegenübergestellt³⁶. Dabei erscheint Arbeit als derjenige Ausgangspunkt, der dem Menschen als Überlebenskonzept gegenüber einer gefährlichen und unbarmherzigen Natur notwendigerweise zukommt. Mittels Arbeit emanzipiert sich der Mensch gegenüber der Natur und verdeutlicht die Überlegenheit gegenüber den Tieren. Arbeit zeigt sich hier als notwendige Last eines scharfen Überlebenskampfes, als Beginn einer menschlichen Evolution, welche den ursprünglichen Naturzustand teilweise sogar

³⁵ Vgl.: Fuchs (2003)

³⁶ „An jenem Konvergenzpunkt erblickten wir die Arbeit noch ungeschieden von Kunst und Spiel.“ (Bücher ?)

hinter sich lassen kann.

Kunst und Spiel erscheinen als Ausprägung der Muße. Sie spielen im Lebenskonzept keine geringe Rolle, einmal da die reine Arbeitszeit in diesen prähistorischen Strukturen von der Gefährdung durch die Natur abhängt, was weite Strecken freier Zeit bedeuten kann. Zum anderen werden Kunst und Spiel mit der rein kognitiven und kulturellen Entwicklung des Menschen stärker in Verbindung gebracht als Arbeit. Künstlerische und musikalische Zeugnisse zählen zu den ältesten Funden. Die Trennschärfe zwischen den Begriffen erscheint jedoch gering, zumal die Begrifflichkeiten erst später einsetzen, es sich um nachträgliche Klassifizierungen handelt. Zwar entwickeln sich in den frühen Kulturen tatsächlich mehrere Begriffe für Arbeit und Schinderei. „Trotzdem ist der Gegensatz von Arbeit und Freizeit in unserem modernen Sinn eher selten zu finden.“ (Hann 2000:28)³⁷

Die geringe Trennung aus heutiger Sicht verschiedener Lebensräume führt zu speziellen, tiefer gehenden Verbindungen. Die weitgehend unter Nichtbeachtung des Zeitfaktors vollzogene, gemeinsame nichtindividuelle Arbeit wurde oft mit Musik verbunden. Vorsänger oder Trommler bestimmen den Takt der Arbeit, man singt gemeinsam chorisch zur Arbeit, unterteilt den Chor in Antwort- und Fragespiele.

Nachhaltig wirkt auch die Verbindung zur Religion. Am Beispiel des Schamanen wird der magisch-naive Charakter deutlich:

„Der mehr eine Mission denn eine Profession ausübende besitzlos-wandernde Schamane, welcher hoch angesehen innerhalb des Stammesverbandes gleichzeitig Heilender, Seher und Sänger ist, war in Afrika, Nordamerika und Asien eine weit verbreitete Erscheinung. Schamanen über ihre Funktion als Weissagung und Exaltation bewirkende Magier und Krankenheiler nicht nur singend aus, sie stehen singend auch mit den Kräften der Götter- und Geisterwelt, den Ahnen und Heroen in Zwiesprache.“ (Salmen 1997: 16-17)

In Bezug auf die Entwicklung der Unterscheidung zwischen Arbeit und Musik beginnen sich hier schon, Strukturen herauszubilden:

„Während aus dem Vorderen Orient Bildzeugnisse und andere Belege insbesondere über Musikanten bei Hofe seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. Vorliegen, haben Völker wie die Eskimos, die Swazi in Südafrika, die Dorobo in Ost-Zentralafrika oder die nordamerikanischen Indianer Berufsmusiker innerhalb ihres Sozialgefüges bis in die Gegenwart nicht herausgebildet. Andere wiederum, wie die Esten in Europa oder viele Hirten- und Jägervölker in Mittelasien und -afrika, kannten bis vor kurzem lediglich halbprofessionell tätige Musikanten, denn eine fundamentale

³⁷ Bloch (1983: 91) über madagassische Bauern: „...Es gibt keine Brüche: Aufstehen, Waschen, Reisschälen für das Frühstück, Korbflechten, Aufhören zu reden, Herausgehen, um den Küchengarten zu pflegen, Ausbessern von Haushaltsgeräten und Werkzeugen, auf das Feld gehen, Krebse in einem nahe gelegenen Fluß fangen, dort schwimmen, das Vieh hüten, ein Musikinstrument spielen usw. All dies gehört zum Leben dazu, all diese Tätigkeiten sind ineinander verschlungen, und es gibt keinen Anhaltspunkt, sie in Arbeit (work) und Freizeit zu unterscheiden...“

Voraussetzung für das Entstehen eines Berufsmusikantentums ist sowohl eine arbeitsteilige Spezialisierung für bestimmte Fertigkeiten wie auch eine über den Urzustand hinaus entwickelte soziale Differenzierung.“ (Salmen 1997: 15)

Arbeit in der Antike

„Die Schwierigkeit des Themas „Erwerbsarbeit in der Antike“ liegt darin begründet, daß sich zwar eine Reihe von normativen Aussagen zur Bewertung der Arbeit aus unseren Quellen erheben lassen, daß jedoch im Blick auf die soziale Realität das – notorische – Klagen von Althistorikern über die Quellenarmut in diesem Zusammenhang durchaus berechtigt ist.“ (Nippel 2000: 54)

Wenn man – etwa über den Lateinunterricht – mit „der“ Einstellung der Römer und Griechen zu körperlicher Arbeit konfrontiert wird, so erhält man häufig eine vereinfachte und unterkomplexe Darstellung. Negativ besetzte Ausdrücke für Arbeit im Sinne von Mühsal und Plackerei wie *πόνος* oder *labor*, der Hinweis auf das Gegensatzpaar *otium* und *negotium* und die damit verbundene Pejorierung von Arbeit als dem negativen Begriff und verschiedene normativ-herabwürdigende Aussagen zur Erwerbsarbeit bei Xenophon, Platon und Aristoteles prägen zunächst das Bild. Doch die soziale Realität - für viele Sklaven und Unterprivilegierte etwa - ist aus heutiger Sicht schwierig zu verstehen, zumal eine problematische Quellenlage vordringlich die Berichte einer bestimmten Schicht wieder gibt.

Insgesamt wird die Frage nach der Einstellung zur Arbeit in der Antike stark vom „Vorrang der (Selbst-) Definition des einzelnen als Bürger bestimmt“ (Nippel 2000:55ff.). Die Möglichkeit zur unterschiedlichen Betrachtungsweise, also auch die *mögliche* Geringschätzung der körperlichen Arbeit lässt bereits auf die Unentschiedenheit, auf die Äquivokation, auf ein andauerndes Hin- und Herpendeln zwischen verschiedenen Einstellungen – was später dann invisibilisiert werden muss – schließen.

Halten wir fest: In der Antike war es noch *möglich*³⁸, als angesehener Bürger über Arbeit schlecht zu reden und keinerlei Restriktionen unterworfen zu sein. Die Notwendigkeit zu körperlicher Arbeit war in einen vorbürgerlichen Zustand verwiesen, eine Unnötigkeit aus Sicht der schöpferischen Menschen. Das diese Haltung eine Vielzahl an Sklaven und Unfreien voraussetzt, die eben diese körperliche Arbeit für sich und für die anderen verrichten, scheint aus heutiger Sicht unerklärlich,

38 „Max Weber hat festgestellt: In der Antike

...fehlte jede ethische Verklärung der Erwerbsarbeit, zu der sich nur im Kynismus und in dem hellenistisch-orientalischen Kleinbürgertum leise Ansätze finden. Die Stütze, welche die Rationalisierung und Ökonomisierung des Lebens ander wesentlich religiös motivierten „Berufsethik“ der beginnenden Neuzeit fand, mangelte dem antiken „Wirtschaftsmenschen“.“ Weber (1988: 33); zitiert in Nippel (2000: 65)

entsprach jedoch dem damaligen Selbstverständnis.

Die Kunst als τέχνη war eine Sache aller, entsprach geradezu einer Verpflichtung des Bürgers³⁹.

Speziell die Musik befand sich bereits in einer polyvalenten Rezeption.

Platon ist verschiedentlich voll des Lobes über das Wesen und vor allem die pädagogischen Möglichkeiten der Musik. Dennoch hat er zum einen Vorbehalte gegenüber einer seiner Ansicht nach falschen Ausübung von Musik⁴⁰, orientiert sich also an einer einzigen „richtigen“ Art und Weise, und nicht an einem sich selbst entwickelnden Medium.

Zum anderen teilt er Musik im Versuch möglichst universaler Kategorisierung zu den „nicht notwendigen“ Dingen ein, und verrät so auch im Verhältnis zu Arbeit eine deutliche Relativierung. Aristoteles lässt auch Geringschätzung gegenüber Musikern durchschimmern⁴¹.

Die griechisch-antike Haltung zur Musik und damit auch zu deren Verhältnis zur Arbeit verbleibt sehr im unentschiedenen, widersprüchlichen.

Im römischen Reich ergeben sich durch die Stadtbildung und den Übergang zum Christentum neue Möglichkeiten für Musiker, aber auch deutliche Schwierigkeiten.

„Die römische Stadt bot daneben freilich auch einer großen Musikerschaft mit weniger hohem Sozialprestige Wirkmöglichkeiten, die den jeweiligen Bedürfnissen (...) angepasst waren.“ (Salmen 1997: 24-25)

Insgesamt handelte es sich um eine deutliche Vermehrung der Musikerzahlen, wobei auch der dadurch bedingte Qualitätsabfall wiederholt thematisiert wurde. Typischerweise wirkten auch viele Sklaven oder Freigelassene als Musiker.

Arbeit im christlichen Mittelalter

Die Quellen- und Analyseprobleme, die wir bei der Antike ansprachen, setzen sich in einer Darstellung der Arbeit im von Christentum und Kirche dominierten Mittelalter fort.

Das Christentum vollzieht eine Wende gegenüber der antiken Wertigkeit von körperlicher Arbeit. In Verbindung mit einem gottesfürchtigem Leben wird Arbeit zu einem Wert an sich. Von einer scheinbaren Bestätigung des Arbeitsbegriffs als Mühsal und Qual⁴² aus erfolgt eine Umwertung vor allem der körperlichen Arbeit, des Bauerntums und des Handwerks. Damit verbunden ist eine weit gehende Moralisierung von Arbeit, obwohl Sie kaum direkt zum Thema wird, vielmehr immer im

³⁹ Auch wenn vereinzelt anerkannte Musiker in durchaus ehrenvollem erwähnt werden, etwa Odyssee

⁴⁰ Etwa zur Unterscheidung phrygischer und dorischer Tonarten

⁴¹ Vgl.: Huizinga (1987: 178)

⁴² „So soll nun der Acker verflucht sein um deinetwillen; unter Mühsal sollst du dich von ihm nähren...Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zum Erdboden zurückkehrst.“ (Gen. 3, 17-19)

Zusammenhang des richtigen Verhaltens in Bezug auf Gott.

Vor allem einfache Leute, Frauen und Sklaven gewinnen bei dieser Wende. Dennoch sei an dieser Stelle formuliert, dass das Christentum viele der vorgefundenen Strukturen bewahrt und ausbaut. Das Los der Musiker im Mittelalter scheint ein schwieriges gewesen zu sein, und auch dies wirkt wie eine Folge der radikalen Bejahung von Arbeit. Der große Teil der Musiker wurde zu den Spielleuten gerechnet, die von der Kirche exkludiert wurden⁴³. Der hierbei entstehende Spielbegriff wirkt zu dieser Zeit als der Gegenbegriff zu Arbeit, der damit auch dessen (hier negativer) Moralisierung unterliegt.

Mehrere weitere Gründe belegen die Schwierigkeiten der Musiker.

- Die christliche Moral der gottesfürchtigen Arbeit führte zur Unterminierung des Vagantentums insgesamt. Das, was nach „unnötigem“ Bettlertum aussah, wurde exkludiert⁴⁴, wie die Spielleute, die nach christlicher Perspektive spielten und bettelten, obwohl sie hätten arbeiten können. Aus heutiger Sicht erfolgte andere Wertungen wie etwa die mediale Verbreitung von Neuigkeiten innerhalb Europas spielten dabei keine Rolle.
- Die ehemalige Nähe des Musischen zum Schamanentum und naturreligiösen Phänomenen bewirkte einen Konkurrenzstatus zur neuen, christlichen Religion⁴⁵. Musik wurde als suspekt angesehen, da sie offenbar auch für andere Zwecke als zur Lobpreisung Gottes genutzt werden konnte, und sich gerade in einer anarchischen Beliebtheit der Kontrolle entziehen konnte.
- In den entstandenen römischen Städten bildeten sich neue Möglichkeiten, wie verschiedene Formen des Theaters. Im Rahmen sozialer Veränderungen – wie der Befreiung der Sklaven – bildeten sich neue soziale Hierarchien, welche die „ehrlosen Mimen“⁴⁶ - Vorläufer der Spielleute – stigmatisierte⁴⁷. Damit zusammen hing die Zunahme der Zahl der Musiker, die eine Abnahme der Qualität zu bedeuten schien. .

Im Verlauf des Mittelalters wurde der Spielmannsbegriff immer deutlicher von den Musikern besetzt⁴⁸. Nach 1500 vollzogen sich zweierlei Entwicklungen: Zum einen wurde der Begriff des

43 Siehe oben: Arbeit und Spiel

44 „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“ 2 Thess 3,10

45 Vgl.: Krickeberg (1971: 27)

46 Vgl.: Salmen (1997: 163-164)

47 „Das Stigma der „Infamie“, der bürgerlichen Ehrlosigkeit belastete prinzipiell alle Mimen, so daß z.B. Ehen zwischen Mitgliedern aus senatorischen Familien und „mimae“ untersagt waren. Im 6. Jahrhundert wurde in einer Quelle lapidar festgeschrieben: „Der Praetor verkündet ... wer auf einer Bühne auftritt, ist infam...“ (Salmen 1997: 163)

48 Auch dies werten wir als ein Anzeichen für eine latente und darum stabile Funktion eines angehenden Musiksystems. Während zahlreiche Formen des Spielmannstums tatsächlich verschwanden, waren die Musiker – trotz andauernder Deprivation – scheinbar nicht „tot zu kriegen“. Belege für Probleme innerhalb des Klerus, den Spielleuten nichts zu geben, bzw. nicht selbst als Spielmann aufzutreten, finden sich zahlreiche (Vgl.:).

Spielmanns weiter ausdifferenziert und aufgewertet⁴⁹. Zum anderen wurden im Rahmen der angehenden Berufsentstehung neue, häufig betont affirmative Bezeichnungen angewandt, kombiniert mit dem Verhalten gegen die (ehemaligen) Spielleute. Letztlich starb die Form des Spielmannes mit dem 19. Jahrhundert aus.

Der ökonomisch-politische Arbeitsbegriff

Mit der bürgerlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts bildet sich ein stärkeres Bewußtsein hinsichtlich ökonomischer Tendenzen von Arbeit aus. Im Zusammenhang mit heraufziehenden Wirtschaftstheorien wird Arbeit als ein allgemeiner, „volkswirtschaftlicher“ Faktor relevant. Im Verbund mit zunehmender Nationalisierung ergibt sich ein „nationalökonomischer“ Arbeitsbegriff. Dessen Beobachtungen zeitigen verschiedene bedeutsame und folgenreiche Strömungen. Zum einen wird Arbeit als vermögensbildender Faktor erkannt. Als Bestandteil eines sich jetzt deutlicher abzeichnenden Lebenslaufes bildet das Recht auf Arbeit einen emanzipierenden Faktor. Zum anderen wird im Zusammenhang mit der Unterscheidung Kapital und Arbeit⁵⁰ der Arbeitsbegriff zunehmend politisiert. Die Frage nach der Sinnentleerung (Entfremdung) von Arbeit wird im historischen Zusammenhang schärfer gestellt, die jetzt relevante Unterscheidung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer trägt zur Polarisierung bei. Die daraus resultierenden Bewegungen, Arbeiterbewegung, sozialdemokratische und kommunistische, aber auch liberale politische Gruppierungen, bestimmen bis heute als Parteien das politische Geschehen wesentlich. Der Arbeitsbegriff erhält mit der oben angesprochenen Metaphorisierung weitere Möglichkeiten. Hegel nimmt den Begriff wesentlich in seiner Philosophie stärker abstrahierend auf⁵¹, was von Marx aufgegriffen und entwickelt wird. Dabei entwickelt sich die Dialektik von Herr und Knecht, von Kapital und Arbeit.

49 Vgl.: Krickeberg (1986)

50 Vgl.: Luhmann (1990:)

51 „Arbeit ist das disseitige sich zum Dinge machen, die Entzweyung des Triebseyenden Ich ist ebendiß sich zum Gegenstände machen.“ (Hegel:

Arbeit auf dem Arbeitsmarkt

Mit den Vorentwicklungen auf wissenschaftlichem und gesellschaftlichen Feld setzt eine folgerichtige, doch sozial schwierige Übertragung des Marktmodells (der Marktmetapher) auf den Arbeitsbereich ein. Diese Übertragung bleibt lange Zeit von Kritik begleitet, „den Menschen“ auf kalte und nüchterne Art und Weise allzu sehr in eine statistische Kategorie zu verwandeln.

Das Marktmodell funktioniert zunächst als eine Möglichkeit der Beobachtung zweiter Ordnung.

„Als Markt kann man dann die wirtschaftsinterne *Umwelt* des Wirtschaftssystems ansehen, die *für jedes eine andere*, aber zugleich auch *für alle dieselbe ist*. Der Begriff des Marktes bezeichnet also kein System, sondern eine Umwelt – aber eine Umwelt, die nur als System, in diesem Fall also als Wirtschaftssystem, ausdifferenziert werden kann“ (Luhmann 1988: 94)

Als Rahmenbedingung für die Beobachtung des Arbeitsmarktes liefert vor allem die Bildung des Nationalstaates brauchbare Grundlagen. Er erprobt seine Möglichkeiten anhand der neu entstandenen Statistik⁵² in quantitativ neuen Dimensionen, die eine Entindividualisierung „des Menschen“ nicht nur zulassen, sondern voraussetzen.

Der größte Wandel besteht in einer fortgesetzten Inklusionsbewegung. Der Arbeitsmarkt berücksichtigt *alle* Tätigkeiten, die als Erwerbsarbeit verstanden werden können. Nach und nach werden allerletzte, gesellschaftliche Schranken und Exklusionspraktiken des christianisierten Mittelalters aufgelöst, die Entwicklungen der vergangenen Jahrhunderte finden sich in einem allgemein-verbindlichen Denkmodell wieder.

Auf Seiten der Musikberufe bedeutet dies, dass nun die Semantiken von Musik, Kunst und Spiel einerseits mit den Semantiken von Arbeit, Markt und Arbeitsmarkt sich vermischen. Überspitzt formuliert könnte man sagen, dass die Musiker seit dieser Zeit – auf einer semantischen Ebene beobachtet – auch arbeiten.

Dies forciert viel intensivere Vergleichsmöglichkeiten, die immer wieder durch Daten der Arbeitsmarktforschung hochgezogen und erneuert werden. Kommuniziert werden diese Vergleiche vorwiegend selektiv auf Seiten des Anspruchs, im Sinne affirmativer Selbstbeschreibungen. Von Verbänden wird erwartet, dass sie gerade dieses tun im Sinne, der eigenen Klientel nicht zu schaden.

Die Arbeitsmarktforschung wird politiknah⁵³ angesetzt. Mit enormen Aufwand leistet seit 40 Jahren

52 „Nach der Niederlage gegen die Armeen Napoleons wurde der preußische Staat umorganisiert und mit einem statistischen Dienst ausgestattet. Dieser existierte ohne Unterbrechung von 1805 bis 1934 und war die wichtigste Behörde des im Jahre 1871 proklamierten Deutschen Reiches.“ (Desrosières 2005: 200)

53 Ein kritischer Punkt, der in den Selbstbeschreibungen gerne relativiert wird: „Die Abstimmung seiner **Forschungsprogramme** mit den Fachabteilungen, der Geschäftsleitung, den Selbstverwaltungsorganen der BA und dem Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung sowie die institutionelle Eingliederung des IAB in eine Behörde

das IAB (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung) eine datenaufwändige Vermittlung zwischen dem Versuch der Arbeitsvermittlung, der Betreuung der Arbeitslosen, der Beobachtung des Arbeitsmarktes mitsamt dem Versuch weitergehender Prognosen und der Berichterstattung und Interpretationsvorlage gegenüber dem politischen System. Als bemerkenswert kann man den Wechsel von stark arbeitslosigkeitsorientierter Forschung hin zur Evaluationsforschung bezeichnen. Aus thematischer Sicht wichtig erscheint der mittlerweile geringere Stellenwert, den die Berufsforschung erhalten hat; die Ausprägung der Analyse von Einzelberufen oder Berufsgruppen passt ohnehin kaum ins Forschungskonzept.

Exkurs Statistik:

Die Historie der Statistik zeigt viele überraschende Wendungen. Nach schwierigen Anfängen (Preußen) wandelt sich die Statistik – ehemals Staatisterei – zu einer vor allem in der Politik bevorzugten Form der Wissensbildung.

Statistische Erhebungen und deren Interpretationen neigen zu mehrfachen Relativierungen, eben in Bezug auf die Erhebungstechnik und in Bezug auf Art und Weise der Interpretation. Es wird in diesem Sinne kein „absolutes“, sondern ein in erster Linie revidierbares Wissen gebildet⁵⁴; das gebildete Wissen stellt sich in den Dienst möglicher Interpretationen.

Es erscheint klar, dass es sich um Beobachtungsinstrumente zweiter Ordnung handeln muss.

Die theoretische Basis, die gerne unkommuniziert in den Hintergrund tritt, erscheint bei näherer Betrachtung außerordentlich voraussetzungsvoll⁵⁵. So setzen Zitate aus den Ergebnissen bereits ein grundsätzliches Einverständnis mit der jeweiligen Interpretation von Welt voraus, was die jeweiligen „Ergebnisse“ häufig vorwegnimmt bzw. mitintendiert.

Insgesamt wird eine vorsichtige, weil revidierbare Form der Wissensbildung erreicht, was im Umkehrschluss nahe legt, dass gewagte Neuerungen, welche schnelle und ruckartige Veränderungen nach sich ziehen könnten, gar nicht erwünscht sein können.

Jedwede Statistik „verrät“ sich auf Grund der hinter ihr stehenden Intentionen. Die Wissensbildung

beeinträchtigen die Freiheit der wissenschaftlichen Durchführung des Forschungsprogramms und die Öffentlichkeit der Forschungsergebnisse nicht.“ (IAB 2000)

54 „Je deutlicher sich die Konturen einer Epistemologie abzeichnen, die soziale Bedingungen des Wissens mit in Betracht zieht oder gar, wie hier, exklusiv von der Systemreferenz Gesellschaft ausgeht, desto deutlicher wird auch erkennbar, daß dies eine Neudefinition der Begriffe Erkenntnis (als Ereignis bzw. als Ereignissequenz) und Wissen (als aufgezeichneten Bestand) erfordert.“ (Luhmann 1992: 122)

55 Vgl.: Desrosières (2005: 1- 18)

muss daher hinreichend belanglos erscheinen, um unverdächtig passieren zu können.

Mit den großen Berufszählungen⁵⁶ etabliert sich nicht nur diese Form der Wissensbildung, auch der Berufsbegriff und die getroffenen Einteilungen werden im wesentlichen eingeführt auf auf lange Zeit fest gelegt.

Molle geht davon aus, dass der Berufsbegriff seine Wendung weg von der religiösen Intention zu seiner heutigen Bedeutung wesentlich im 19. Jahrhundert, und dies im Kontext mit den genannten Berufszählungen und deren Wirkungen genommen hat. So wird die Annahme des Berufsbegriffes auf individueller Basis erst für die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts angenommen. Damit wäre der Berufsbegriff, verglichen etwa mit Arbeit, ein besonders junger Begriff, und es wäre nach der Stabilität seiner Bedeutungen und Wirkungen zu fragen.

Die Beobachtung via Arbeitsmarkt erlaubt die Abkopplung des einzelnen Schicksals von den allgemeinen Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt. Die Geschehnisse mögen besorgniserregend sein, die Arbeitslosigkeit mag in die Höhe schnellen, den Einzelnen mag dies in einer durchaus deutlichen Mehrheit gar nicht berühren. Anders herum kann es passieren, dass ein arbeitendes Individuum inmitten einer florierenden Wirtschaft von Arbeitslosigkeit unerwartet erfasst wird. Dies betrifft auch das Verhältnis von Berufsanfängern zu vermeintlich riskanten Berufen. Entgegen statistischen Prognosen vermag der Einzelne mit starker Willenskraft seine Chancen auf erfolgreiches Eintauchen in einen als kritisch angesehenen Beruf deutlich verbessern.

Die Beobachtung über den Arbeitsmarkt liefert einfache Begründungsmuster für überkomplexe Phänomene. Begründungsschwierigkeiten etwa in Fragen der Gerechtigkeit werden einfach der Marktentwicklung überantwortet. Ein einmal erreichter Status eines Arbeitnehmers oder eines Berufes kann kaum auf schnelle Art verloren gehen.

Die Musiker erreichen vollständige Inklusion über den Arbeitsmarkt. Sie geraten dabei von einer anderen Seite – dem Marktdenken - in die der Musik eigenen Begründungsschwierigkeiten. Was leistet ein Musiklehrer? Werden Orchester wirklich benötigt? Was rechtfertigt hohe Gagen für bekannte Künstler? Wie sind die wirtschaftlichen Zusammenhänge arbeitender Musiker im Vergleich zu anderen, vor allem wertschöpfenden Berufen einzuschätzen?

Häufig wird betont, dass der Beruf des Musikers nicht in marktmanenten Kriterien bewertet werden darf, dass Musik der politischen Subvention prinzipiell bedarf. Dennoch passiert in den vergangenen Jahrzehnten ein oft kritisierte Anpassungsprozess an

Mit der Beobachtung via Arbeitsmarkt wird der Arbeitsbereich deutlich auf Inklusion umgestellt. Die Teilnehmer am Arbeitsmarkt sind als solche zunächst vollständig gleichwertig, auch weil sie sich anonym gegenüberstehen. In diesem Sinne entscheidet tatsächlich nicht mehr Geburt oder

⁵⁶ Beginnend 1882 (Molle 1968: 139)

Stand über gesellschaftlichen Aufstieg, sondern – im Gegenteil – die Chancen des speziellen Berufs oder des einzelnen Arbeitsmarktteilnehmers werden beobachtbar und kommunizierbar.

Der Idealzustand der neoklassischen Arbeitsmarkttheorie („Gleichgewichtstheorie“) – vollständige Information bezüglich der Konkurrenz innerhalb eines Arbeitsmarktes – wird heute nicht mehr als realistisch eingestuft - zu stark sind vor allem individuelle Präferenzen wie Familie, Wahl des Wohnortes und anderem. Dennoch bleibt die Beobachtung über die Perspektiven Chancen und Konkurrenz der wesentliche Faktor. Welche Chancen tun sich an welchem Ort auf, wie sind die Entwicklungen national, regional und vor Ort zu bewerten?

Die möglichen Segmentierungen des Arbeitsmarktes erlauben das weitere Sammeln von selektivem und interpretierbarem Datenmaterial. Dabei ist die Berufskategorie nur *eine* mögliche, wenn auch häufig bevorzugte Form⁵⁷.

Es ist dies eine wesentliche These dieser Arbeit insgesamt, dass die Musikberufe aus einer historisch zwiespältigen, jedenfalls umkämpften Situation heraus über den Weg der Inklusion aller Berufe im 19. Jahrhundert in den Arbeitsmarkt, damit zur vollen Anerkennung kommen. Dies ist die Nahtstelle, derentwegen Musik heute auch als Arbeit bezeichnet werden kann, was heute unabdingbare Voraussetzung für jede Erwerbsarbeit ist. Trotz der auch hier auflebenden Diskussionen um den Arbeitsbegriff, ist die mögliche Bezeichnung der Musikberufe als Berufe und der Tätigkeit des Musizierens als einer möglichen Arbeit ein wesentlicher sozialevolutionärer Schritt in eine Richtung, die von manchem als zwiespältig oder negativ empfunden werden mag, sich selbst aber den Anschein von Stringenz und Notwendigkeit geben muss.

Arbeit heute

In den vergangenen Jahren fanden viele Diskussionen statt, die um die Frage der Zukunft der Arbeit kreisten. Grund hierfür war die immer wieder aufkommende These⁵⁸, dass Automation und

57 „Es war, wie sich später zeigte, zu Recht, davon auszugehen, dass vielfach aktuelle Diskussionen diesen Monographiebedarf immer wieder stark aufblähen würden. Systematische Forschung aber, die ein Mindestmaß von Theorieanspruch befriedigen wollte, kann und soll Monographien nur als mehr oder weniger automatisches Nebenprodukt liefern, nicht dagegen als primäre Forschungsaufgabe ansehen. Dies war gerade zu jenem Zeitpunkt der entscheidende Fortschritt in der Bildungsökonomie, dass nämlich erkannt wurde, dass nur Systemprojektionen miteinander verträgliche Planungshilfen für einzelne Teile des Bildungssystems erbringen konnten; dieser Theoriefortschritt musste in die Arbeitsmarktforschung übernommen werden.“ (Mertens 1988: 4)

58 Bereits in den 1960er Jahren spielte dieses Theorie in einer Zeit der sogenannten Vollbeschäftigung eine solche Rolle, dass die Gründung des IAB 1967 hierauf zurückgeführt wird (sowie auf den internationalen Vergleich).

Computerisierung die Arbeit an vielen Positionen verringern würde, generell die Arbeit allmählich ausgehen würde. Zeitgleich werden Fragen nach ehrenamtlicher Arbeit offen gestellt, diese als Alternative zur Erwerbsarbeit von politischer Seite her gehandelt, ohne dass grundsätzliche Fragen nach der notwendigen Bezahlbarkeit ausreichend beantwortet werden könnten.

Andere Diskussionen kursieren um Fragen der Gerechtigkeit, inwiefern konstruiert Arbeit falsche Formen der Distinktion, inwiefern produzieren fatale Zirkel innerhalb einer Erwerbsbiographie ein schweres und ebenso unverdientes Schicksal?

Die Frage nach den Beschäftigungszahlen steht in der politisch-öffentlichen Agenda ganz oben auf der jeweiligen Tagesordnung. Gute Nachrichten in Form verbesserter Zahlen werden weithin gefeiert, schlechte Nachrichten als schlechte Anzeichen für die augenblickliche Verfassung und die Zukunft gedeutet. Dabei finden die zeitlichen Zyklen in immer kürzeren Abständen statt.

Die Arbeitsmarktforschung seit den 1970er Jahren verwandte einen wesentlichen Teil ihrer Aufmerksamkeit auf Erforschung der Arbeitslosigkeit.

Fuchs schlägt vor, Arbeit im Rahmen der systemtheoretischen Unterscheidung zwischen Medium und Form zu beobachten. Damit wäre von vorne herein klar, dass Arbeit kein begrenztes oder begrenzbares Gut sein kann, diese Vorstellung also grundsätzlich vernachlässigbar wäre, sondern die Frage nach den Umständen der Entstehung von Arbeitsplätzen auf abstrakter Ebene präzisiert werden müsste. Ohnehin erscheint klar, dass die Beobachtung eines wirtschaftlich orientierten Bedarfs und/oder mittels der Unterscheidung von Angebot und Nachfrage keine präzise Beschreibung der Situation im Sinne einer Reflexion im Vollsinn liefert. Arbeitsplätze im öffentlichen Dienst oder in nicht wertschöpfenden Branchen folgen anderen Strukturen der Vergabe. Es koexistieren viele verschiedene Formen von Arbeit simultan, welche in der Regel historisch klar hergeleitet werden können, aber zueinander in Konflikt stehen müssten.

Gerade Gerechtigkeitsfragen erscheinen kontingent auf der einen Seite, nur selektiv beantwortbar auf der anderen Seite. Dies bedeutet, dass Arbeitsformen geschlossene Systeme darstellen müssen, die einander gegenseitig nur begrenzt wahrnehmen können. Dabei entsteht die Fragestellung, wann denn eine Arbeitsform oder ein Beruf tatsächlich in reale Schwierigkeiten gerät, von seiner eigenen Nichtexistenz bedroht wird, als hoffnungslos überalterte Form gesellschaftlich aufgegeben werden kann und muss. Wann und unter welchen Umständen sterben Berufe wirklich aus?

Die musikbezogenen Formen von Arbeit nehmen insgesamt immer weiter zu, stehen aber unter verschärftem gesellschaftlichem Druck. Schwierigkeiten in der Entwicklung werden häufig kommuniziert unter den Stichworten „Baumolsches Gesetz“ und „Kultur als freiwillige Leistung“. Gerade die Frage nach den Hemmnissen weiterer Professionalisierung könnte einigen Ertrag abwerfen.

Zusammenfassung

Der Arbeitsbegriff wird seit der Antike als ambivalent, mehrschichtig, als äquivok verstanden. Er steht historisch regelmäßig im Zentrum der Veränderungen, wird aber nicht als geistiges Zentrum verankert.

Seit der Antike wird zwischen Arbeit auf der einen Seite, und Kunst und Spiel, „geistigen Dingen“, auf der anderen Seite, unterschieden. Diese Unterscheidung unterlag noch stärkeren Trennungen im Mittelalter, schwimmt seit Beginn der Neuzeit wieder im Rahmen zunehmender Inklusion.

Die Entwicklungen von Musik und Arbeit standen nicht selten in einem gegensätzlichen, indifferenten Verhältnis zueinander. Der christlichen Aufwertung des Arbeitsbegriff stand eine klare Pejorierung der Musik im Rahmen des Spielbegriffs gegenüber. Erst allmählich konnten die Musiker als die übrig gebliebenen Spielleute im Rahmen einer beginnenden funktionalen Differenzierung stärker Fuß fassen, das Milieu des Unehrliehen verlassen.

In erstaunlichem Zusammenhang – mit Statistik und Inklusion – erreicht er Arbeitsbegriff die Musikberufe, die sich im Rahmen einer sich anpassenden Professionalisierung schwer tun. Die Musikberufe werden im Durchschnitt keine hochbezahlten und abgesicherten Professionen, im wesentlichen gelingt dies nur den Orchestermusikern und den Schulmusikern.

Auf der anderen Seite verbleiben die wenigen, die dank Kultstatus bzw. Starphänomen zu den Reichsten der Gesellschaft zählen, eine Art semireligiöses Phänomen.

Der Arbeitsbegriff versteht es, dank einer Pendelbewegung – hier die Ambivalenz zwischen Muße und Mühsal, dort die prinzipiell positiv konnotierte Einheitsbildung von Arbeit, und ihren Folgen auf einer sozialen Werteskala – seinen Einfluss nicht nur zu erhalten, sondern sogar noch zu erhöhen. Die tiefe Verankerung in einem kollektiven Bewußtsein scheint kaum noch erreichbar zu sein.

Inwieweit die Musikberufe als ganzes von den heutigen Entwicklungen durch den Computer zu einer weiteren Aufwertung des Spieles profitieren können, muss dahin gestellt bleiben. Der kulturelle Wandel ermöglicht und vernichtet zugleich in unabsehbarem Maße den gesellschaftlichen Umgang mit Musik als Spiel, und vielleicht als Arbeit.

Literaturangaben:

Aristoteles (1981): Politik; Hamburg.

Bloch, Maurice (1983): Marxism and Anthropology. The History of a Relationship; in: Hann, Christopher (2000): Echte Bauern, Stachanowiten und die Lilien auf dem Felde; Arbeit und Zeit aus sozialanthropologischer Perspektive; in: Kocka, Jürgen/ Claus Offe (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit; Frankfurt/New York.

Desrosières, Alain (2005): Die Politik der großen Zahlen; eine Geschichte der statistischen Denkweise; Heidelberg.

Dostal, Werner (2005): Berufsforschung - Beruf als Forschungsgebiet des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) von 1967 bis 2003. Nürnberg 2005.

Dostal, Werner (2006): Berufsgenese - Ein Forschungsfeld der Berufsforschung, erläutert am Beispiel der Computerberufe; Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung Band 302, Nürnberg.

Fischer, Sebastian (2009): Musik als Medium;

Fuchs, Peter (1987): Vom Zeitzauber der Musik. Eine Diskussionsanregung; in: Baecker, Dirk u.a. (Hg.): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag; Frankfurt am Main.

Fuchs, Peter (1992): Die soziale Funktion der Musik; in: Lipp, Wolfgang (Hg.): Gesellschaft und Musik. Wege zur Musiksoziologie; Berlin.

Fuchs, Peter (2003): Knappheit für alle; in: www.taz.de/index.php?id=archivseite&dig=2003/05/06/a0149 [27.4.2008]

Fuchs, Peter (2004): Der Sinn der Beobachtungen; begriffliche Untersuchungen; Weilerswist.

Hann, Christopher (2000): Echte Bauern, Stachanowiten und die Lilien auf dem Felde; Arbeit und Zeit aus sozialanthropologischer Perspektive; in: Kocka, Jürgen/ Claus Offe (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit; Frankfurt/New York.

Haak, Caroll/ Günther Schmidt (1999): Arbeitsmärkte für Künstler und Publizisten – Modelle einer zukünftigen Arbeitswelt? WZB. <http://skylla.wz-berlin.de/pdf/1999/p99-506.pdf> [18.8.2008]

Huizinga, Johan (1987): Homo ludens; vom Ursprung der Kultur im Spiel; Erstausgabe 1938; Hamburg.

IAB (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit) (2000): 7. Schwerpunktprogramm: Ziele und Aufgaben der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 2001 – 2005; Nürnberg.

Krickeberg, Dieter (1971): Zur sozialen Stellung des deutschen Spielmanns im 17. und 18. Jahrhundert, besonders im Nordwesten; in: Salmen, Walter (Hg.) (1971): Der Sozialstatus des Berufsmusikers vom 17. bis 19. Jahrhundert; Kassel.

Krickeberg, Dieter (1986): Spielmann; in: MGG; Kassel.

Krippendorff, Klaus (1984): Paradox and information, in: Dervin B./Voigt M.J. (Hg.): Progress in Communication Sciences 5, (S.45-71).

Luhmann, Niklas (1977): Funktion der Religion; Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas (1988): Die Wirtschaft der Gesellschaft; Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas (1995): Die Kunst der Gesellschaft; Frankfurt am Main.

Mertens, Dieter (1988): Methodische Grundlagen und Forschung. Einige Gedanken zum Theorie-

Praxis-Problem in der institutionalisierten Arbeitsmarktforschung, in: Mertens, Dieter (Hg.: 1988): Konzepte der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Eine Forschungsinventur des IAB, Nürnberg.

Molle, Fritz (1968¹): Definitionsfragen in der Berufsforschung; dargestellt am Beispiel der Begriffe Beruf und Berufswechsel; in: beiträge 1,1 zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung; Nürnberg.

Molle, Fritz (1968²): Handbuch der Berufskunde; Köln.

Salmen, Walter (1997): Beruf: Musiker: verachtet – vergöttert – vermarktet; eine Sozialgeschichte in Bildern; Kassel.

Schreier-Hornung, Antonie (1981): Spielleute, Fahrende, Aussenseiter: Künstler der mittelalterlichen Welt; Göppingen.

Stichweh, Rudolf (2005): Inklusion und Exklusion; Studien zur Gesellschaftstheorie; Bielefeld.

Werner, A. (1933): Vier Jahrhunderte im Dienste der Kirchenmusik. Geschichte des Amtes und Standes der evangelischen Kantoren, Organisten und Stadtpfeifer seit der Reformation; Leipzig.